

LESEstoff

Eine Art von Melancholie, die aus der Tiefe der Grübelei kommt

Ruth Cerha: *Der Gesang der Räder in den Schienen.* Geb., 187 S. Luftschacht, Wien 2007.

„Die anderen redeten weiter und lachten, sie waren meilenweit entfernt“, heißt es in einer Erzählung von Ruth Cerha, deren Debüt nicht unter die Räder des rasenden Literaturzuges geraten sollte. Niemand macht das so wie sie, das Lebensgefühl von Menschen zu ergründen, die sich als Teil ihrer Generation verstehen und dann, in Momenten einer schreckhaften Erhellung, ganz auf sich allein gestellt sind. Dann sehen sie, wie alle funktionieren, wie sich die Rituale der Normalität abspielen, nur ein Mensch sitzt abseits und fühlt sich nicht mehr zugehörig. Dann ergeht es ihm wie dieser Erzählerin, die ausgestattet ist mit dem Hang zur Melancholie, die aus der Tiefe der Grübelei kommt: „Das Erste, woran ich denke, als ich Matthäus am Buffet stehen sehe, ist dieser Song“, so fängt sie an, und schon verschwindet sie in ihrer Jugend vor zehn Jahren, als dieser Matthäus ein Schwarm von ihr war. Jetzt begegnet sie ihm wieder, und schon stellt sie sich wieder ein, diese „unbestimmte Traurigkeit“, die zum Wesen dieser Person gehört. Diese Erzählerin kommt über das Wünschen nicht hinaus. Sie lebt nicht nur im Hier und Jetzt, sie nistet sich auch ein in ihrer Vorstellungswelt, die reicher sein mag als alles, was sie erlebt. Wie ist es sonst zu erklären, dass sie nach einer Berührung am Oberarm so reagiert: „Während wir alle in die Küche gingen, um etwas zu essen, hielt ich meine Hand auf die Stelle wie eine Verbrennung.“ Ruth Cerha erzählt von Menschen, für die der banale Alltag zu eng wird.

ath

